



MIT GESCHLECHTER- GERECHTIGKEIT ZU GEWALTPRÄVENTION

Gender Equality and Quality of Life Study Austria.

Elli Scambor
Nadja Bergmann
Oliver Bacher-Posch
Lisa Danzer
Ronja Nikolatti
Nicolas Pretterhofer
Jayda Sauseng
Veronika Suppan

Inhalt

1. Die Studie

2. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

2.1. Geschlechterrollenhaltung

2.2. Geschlechterverhältnisse
in der Herkunfts familie

2.3. Partnerschaft heute

2.4. Gewalt

3. Empfehlungen

Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention.

Gender Equality and Quality of Life Study Austria.

Elli Scambor, Nadja Bergmann, Oliver Bacher-Posch, Lisa Danzer, Ronja Nikolatti,
Nicolas Pretterhofer, Jayda Sauseng, Veronika Suppan.

Die GEQ-AT Studie wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales,
Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz gefördert. Der Bericht gibt ausschließlich
die Ansichten der Autor*innen wieder. Das Bundesministerium kann nicht für die Ver-
wendung der darin enthaltenen Informationen verantwortlich gemacht werden.

Projektleitung und Vertretung des Konsortiums:

Elli Scambor

Geschäftsleitung Institut für Männer- und Geschlechterforschung

www.genderforschung.at

Dietrichsteinplatz 15/8, 8010 Graz, Österreich

Layout, KI Fotogenerierung | Fotobearbeitung: .siacus)



Bundesministerium
Arbeit, Soziales, Gesundheit,
Pflege und Konsumentenschutz

Graz/Wien, Juni 2025.

Gefördert vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsu-
mentenschutz Stubenring 1, 1010 Wien, Österreich.

Quellenangabe Endbericht:

GEQ-AT Bericht in deutscher Sprache: Scambor, Elli, Bergmann, Nadja, Bacher-Posch,
Oliver, Danzer, Lisa, Nikolatti, Ronja, Pretterhofer, Nicolas, Sauseng, Jayda & Vero-
nika Suppan (2025). Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention. Gender
Equality and Quality of Life Study Austria. file:///C:/Users/fz/Downloads/bericht_geq_
at_01092025-3_0.pdf

GEQ-AT Bericht in englischer Sprache: Scambor, Elli, Bergmann, Nadja, Bacher-Posch,
Oliver, Danzer, Lisa, Nikolatti, Ronja, Pretterhofer, Nicolas, Sauseng, Jayda & Veronika
Suppan (2025). Gender equality for violence prevention. Gender Equality and Quality
of Life Study Austria. https://vmp-steiermark.at/sites/default/files/2025-09/geq_at_en_01092025-4.pdf



MIT GESCHLECHTER- GERECHTIGKEIT ZU GEWALTPRÄVENTION

Gender Equality and Quality of Life Study Austria.



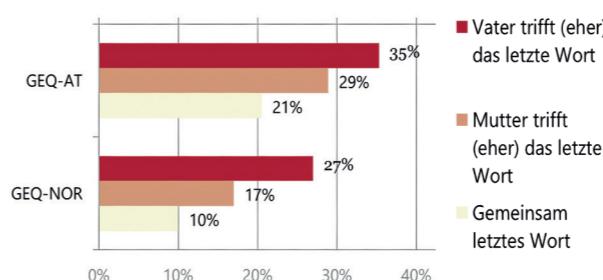
1

DIE STUDIE

Das in den Jahren 2023 bis 2025 durchgeführte Forschungs- und Praxisprojekt „Gender Equality and Quality of Life in Austria“ (GEQ-AT) widmet sich erstmals systematisch dem Zusammenhang zwischen einer geschlechtergerechten Aufteilung von Ressourcen – insbesondere Care-Arbeit, Erwerbsarbeit und Entscheidungsmacht – und Gewaltprävention im sozialen Nahraum in Österreich.

GEQ-AT knüpft konzeptionell an Vorläufersstudien aus Norwegen (2009) und Polen (2017) an, die empirisch belegen konnten, dass egalitäre Familienstrukturen mit einer signifikant geringeren Wahrscheinlichkeit von Gewalt – insbesondere gegen Kinder – einhergehen. Ungleiche Machtverhältnisse in Partnerschaften steigern hingegen das Risiko für häusliche Gewalt deutlich. Die vorliegende österreichische Studie bestätigte dieses Ergebnis: Für Befragte, die angaben, dass der Vater das letzte Wort bei Entscheidungen in der Familie hatte, war das Risiko für körperliche Gewalt in der Kindheit am größten.

Letztes Wort in Herkunfts familie und körperliche Gewalterfahrung in Kindheit; Vergleich der Ergebnisse von Österreich (GEQ-AT) und Norwegen (GEQ-NOR)



Quelle: Scambor et al., 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=178, gewichtete Stichprobe; Norwegische GEQ-Studie Holter et al., 2009

Konzipiert wurde GEQ-AT als Mixed-Methods Studie, die qualitative und quantitative Forschungsansätze systematisch miteinander verknüpft.

Die quantitative Erhebung basiert auf einer repräsentativen Stichprobe von 2.295 in Österreich lebenden Personen im Alter von 18 bis 80 Jahren. Ergänzend wurden 63 qualitative Interviews durchgeführt, in denen biografische Erfahrungen mit Geschlechterverhältnissen und Gewalt vertiefend analysiert wurden.

Methodisch innovativ ist dabei der Einsatz von „Matched Pairs“: Der gezielte Vergleich zweier Personen mit ähnlicher Ausgangslage, aber unterschiedlichen aktuellen Lebenskontexten (z.B. ausgewogene Aufteilung von Ressourcen versus unausgewogene Aufteilung von Ressourcen), ermöglichte Rückschlüsse auf begünstigende oder hemmende Faktoren für Gewaltfreiheit und Gleichstellung. Eine weitere zentrale Komponente bildeten zehn sogenannte „reflecting groups“, in denen Expert*innen aus Gewaltprävention, Gleichstellung, Jugendhilfe, Bildung und psychosozialer Praxis erste Forschungsergebnisse reflektierten und gemeinsam an deren Weiterentwicklung und Übersetzung in Handlungsempfehlungen arbeiteten.

Im Zentrum dieses Forschungs- und Praxisprojekts steht das Konzept „Caring Masculinities“, das fürsorgliche Männlichkeitspraxen als wirksame Alternative zu dominanzbasierten Männlichkeitsmustern adressiert.



2

ZUSAMMENFASSUNG DER WICHTIGSTEN ERGEBNISSE

Einleitend lässt sich festhalten, was die Ergebnisse der GEQ-AT Studie eindrücklich belegen: Die Förderung von Geschlechtergerechtigkeit kann ein zentrales Element erfolgreicher Gewaltprävention darstellen, da ein klarer Zusammenhang zwischen geschlechtergerechter Beziehungsgestaltung und Gewaltfreiheit besteht.

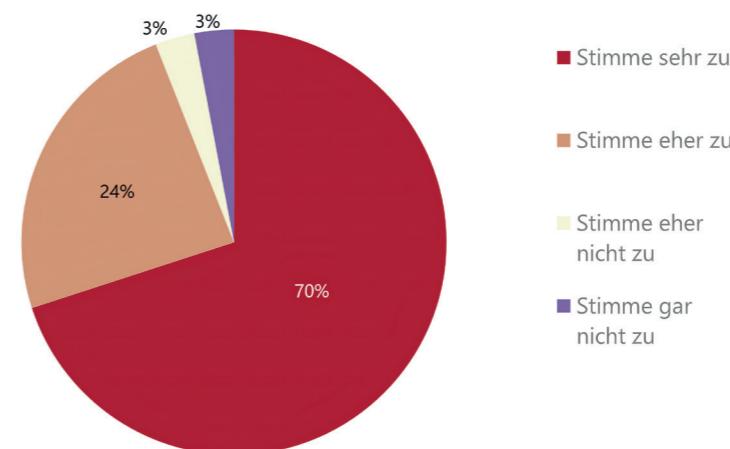
2.1. Geschlechterrollenhaltungen

Hohe allgemeine Zustimmung zur Gleichstellung der Geschlechter

Die repräsentative Befragung zeigt eine hohe allgemeine Zustimmung zur Gleichstellung der Geschlechter: Rund 70% der Befragten stimmen dieser Zielvorstellung voll und weitere 24% eher zu. Diese Zustimmung fällt bei Frauen* (76% volle Zustimmung) deutlich höher aus als bei Männern* (64%).

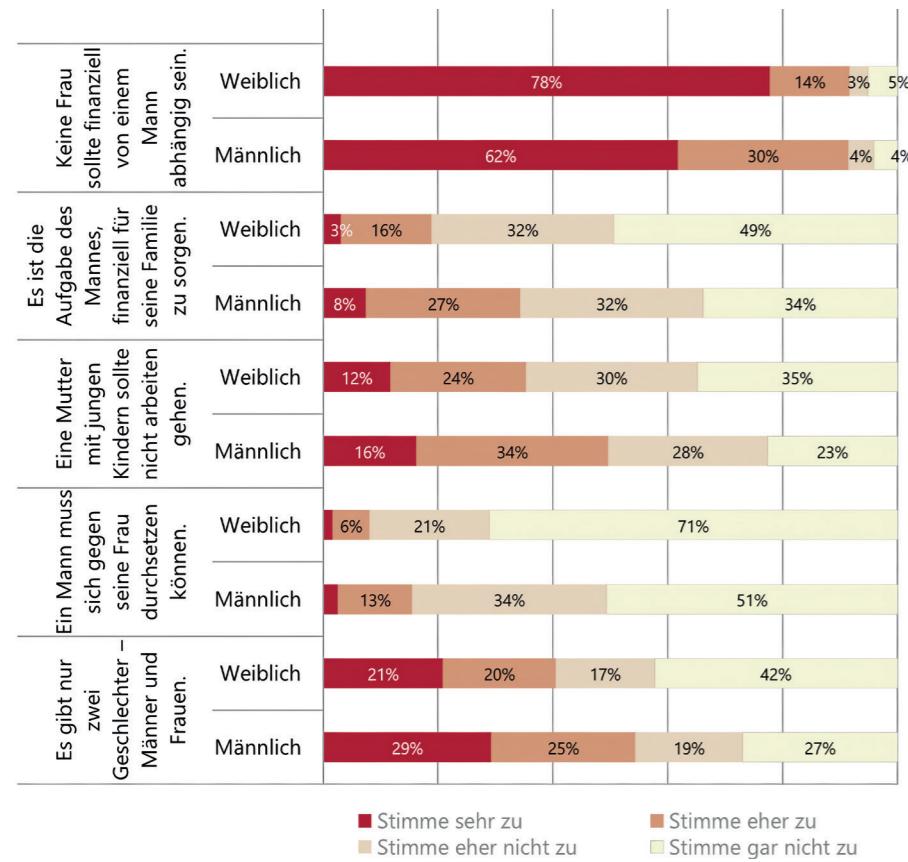
Zudem stimmen 78% der Frauen* und 64% der Männer* der Aussage sehr zu, dass keine Frau* finanziell von einem Mann* abhängig sein sollte.

Gleichstellung der Geschlechter als wichtiger Wert der Gesellschaft?



Quelle: Scambor et al., 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 89 und 206, gewichtete Stichprobe.

Einstellungen zu Gleichstellung, Familienrollenbildern und heteronormativen Werten, nach Geschlecht



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 89 und 206, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Trotz der breiten Zustimmung zu Geschlechter-gleichstellung zeigt sich in den Daten eine erhebliche Persistenz traditioneller Geschlechterrollen-bilder: Etwa unterstützt ein Drittel der Befragten ein klassisches Familienmodell mit klarer Arbeits-teilung nach Geschlecht, wobei die Zustimmung unter Männern* höher ist. Beispielsweise finden die Vorstellungen, wonach Männer* primär für das Fa-milieneinkommen zuständig und Frauen* mit Klein-kindern nicht erwerbstätig sein sollten, bei einem Drittel der männlichen und knapp einem Fünftel der weiblichen Befragten Zustimmung.

Deutlich weniger Männer* (52%) als Frauen* (71%) lehnen zudem die Aussage ab, dass sich ein Mann* gegen seine Frau* durchsetzen können müsse. Die Zustimmung zu traditionellen Rollenbildern variiert dabei stark nach Alter, Bildung und Wohnort: Ältere Befragte, Menschen mit niedriger formaler Bildung und Personen im ländlichen Raum neigen deutlich eher zu traditionellen Vorstellungen.

So lehnen 90% der Personen mit tertiärem Bil-dungsabschluss ein traditionelles Rollenbild ab, bei Befragten ohne Matura sind es 58%. In Städten über 100.000 Einwohner*innen liegt die Ablehnung bei rund 80%, auf dem Land bei 63%.

Auch bei Reaktionen auf Aussagen zur Geschlechterbinarität und heteronormativen Ordnung zeigen sich Unterschiede: Der Aussage „Es gibt nur zwei Geschlechter“ stimmen fast 50% der Befragten zu, Männer* deutlich häufiger. Ähnliches gilt für Aus-sagen zur Anerkennung sexueller Vielfalt: Über die Hälfte der Frauen* befürwortet sehr deutlich, dass Kinder früh lernen sollten, Homosexualität als eine normale Form sexueller Orientierung anzuerkennen – bei Männern* ist die Zustimmung um 17 Prozent-punkte niedriger.

3

Egalitäre, kritisch-reflexive Leitbilder

Das dritte Deutungsmuster ist durch eine bewusste Auseinandersetzung mit Geschlechternormen und einem starken Gerechtigkeitsethos geprägt.

Normativer Wandel mit struk-tuellen Bremspuren

Die Ergebnisse zu Geschlechterrollenhaltungen und Gleichstellung zeigen eine Gesellschaft im Wan-del – mit erheblichem Reformpotenzial, aber auch deutlichen Widerständen. Während die explizite Zustimmung zu Gleichstellung hoch ist, wirken tra-ditionelle Rollenmuster und heteronormative Leit-bilder in den Alltagspraxen fort. Zudem ist die Zu-stimmung zu progressiven Aussagen nicht immer gleichbedeutend mit gelebter Gleichstellung.

Deutungsmuster zwischen „Doing Gender“, Pragmatismus und kri-tischer Reflexion

Ergänzend zu den Einstellungsfragen lassen sich auf Basis der qualitativen Interviews drei zentrale Deutungsmuster hinsichtlich geschlechterbezoge-ner Haltungen verdichten, die zwischen impliziter Aneignung traditioneller Rollenzuschreibungen und expliziter Auseinandersetzung mit Gleichstel-lung rangieren:

1

Affirmative Reproduktion tradierter Geschlech-terverhältnisse

In diesem Deutungsmuster werden traditionelle Rollenzuschreibungen – etwa der Mann* als Haupt-verdiener, die Frau* als primär für Betreuungsarbeit zuständige Person – nicht nur als biografisch ver-traut, sondern als selbstverständlich und normativ richtig empfunden.

2

Pragmatisch-flexible Arrangements

Ein zweites Deutungsmuster beschreibt eine Hal-tung, die Gleichstellung durchaus bejaht, in der die praktische Umsetzung jedoch stark an situative Faktoren angepasst ist.

2.2. Geschlechterverhältnisse in der Herkunfts familie

Die repräsentativen Befragungsdaten verdeutlichen, dass Care-Arbeit in den Herkunfts famili en der Befragten in klarer Mehrheit von den Frauen* geleistet wurde. In fast zwei Dritteln der Fälle (65%) übernahm ausschließlich oder überwiegend die Mutter die Sorgearbeit.

Ein besonders bedeutsamer Befund: Je stärker die Care-Arbeit in der Herkunfts familie ungleich verteilt war, desto häufiger vertreten die Befragten auch heute traditionelle Einstellungen zu Geschlechterrollen. Die väterliche Beteiligung an Sorgearbeit beschränkt sich in vielen Erzählungen auf punktuelle Aktivitäten – etwa das Abholen der Kinder vom Kindergarten, handwerkliche Aufgaben oder Freizeitgestaltung. Übernahmen Väter punktuelle Care-Arbeit, werden diese Situationen in vielen Fällen als bedeutsam erinnert und klar von der alltäglichen Care-Verantwortung abgegrenzt. Die erinnerungskulturellen Überhöhungen episodischer väterlicher Präsenz kontrastieren mit der unsichtbaren Dauerarbeit der Frauen*.

Zitat: „... am Dienstag war immer Papa-Tag (...) jeden Dienstag hat die Mama langen Arbeitstag gehabt und der Papa hat auf mich aufgepasst. Und das war eigentlich immer mein Lieblingstag in der Woche (...) da haben wir immer eben am Abend uns irgendwas gemacht, was ich sonst nie haben darf, zum Beispiel Mohnnudeln oder irgendwas Süßes. Und das hab ich sonst nie dürfen. Und dann haben wir während dem Essen getanzt und was auch immer. Also bei der Mama war das gar nicht erlaubt.“ (13 VS, non-binär, 20 J)

Auch die Väter, die punktuell Care-Aufgaben übernahmen, erlebten sich häufig selbst als modern und fortschrittlich – obwohl die grundlegende Lastenverteilung unangetastet blieb. Diese Konstellationen sind Ausdruck eines geschlechterhierarchischen Diskurses, der weibliche Sorgearbeit entwertet, indem er sie als selbstverständlich und männliche als besonders markiert.

Parallel dazu zeigen die Erzählungen eine frühe, geschlechterdifferenzierte Verantwortungszuweisung innerhalb der Geschwisterbeziehungen: Während in der Kindheit noch egalitäre Arbeitsaufteilungen erinnert wurden, verschob sich diese im Jugendalter zugunsten der Brüder, die sich aus der häuslichen Mitarbeit zurückziehen konnten, während Töchter Verantwortung übernehmen mussten.

Zitat: „Ich kann mich erinnern. Mein Bruder und ich haben gleichermaßen geholfen, als wir kleiner waren. Später hat er sich dann aus dem rausgenommen (...) Jetzt denke ich, das ist so ein typisches Geschlechterrollenbild.“ (56 VS, weiblich, 30 J)



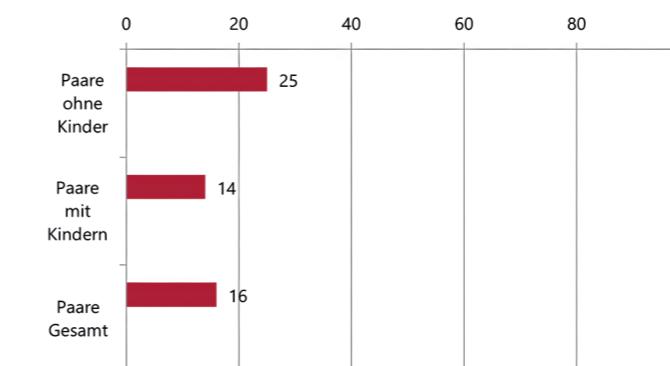
2.3. Partnerschaft heute

Care-Arbeit – Persistenz tradierter Muster trotz Gleichstellungsideal

Frauen* übernehmen nach wie vor den Großteil der alltäglichen Haushaltstätigkeiten – etwa Wäschewaschen, Einkaufen, Kochen und Putzen –, während Männer* sich eher auf Tätigkeiten wie Reparaturen oder Gartenarbeit konzentrieren. 16% der Befragten berichteten von einer ausgeglichenen Verteilung der Haushaltstätigkeiten. Ein Einschnitt in der Aufgabenteilung ist die Geburt des ersten Kindes: Während bei kinderlosen Paaren noch 25% eine gleichmäßige Hausarbeitsverteilung angeben, sinkt dieser Anteil bei Eltern auf 14%.

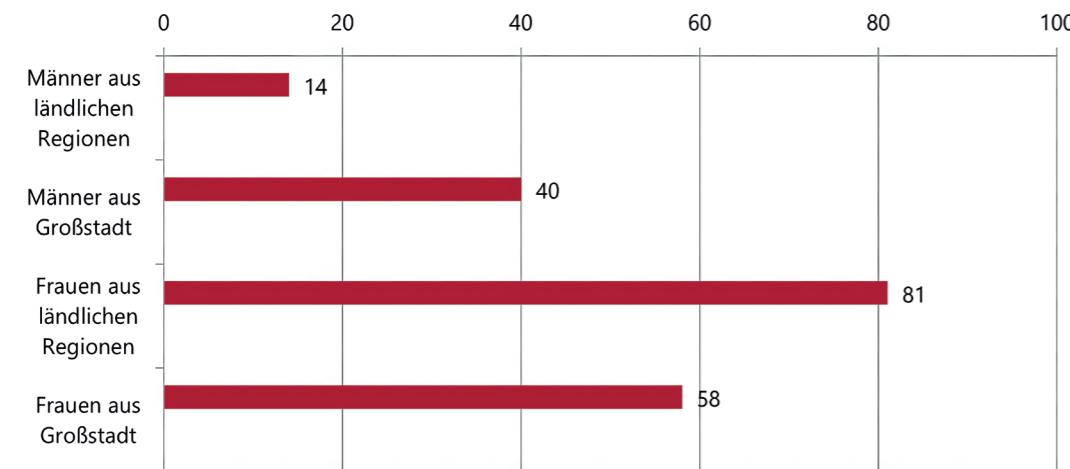
Der Unterschied zwischen ländlichem und urbanem Raum ist besonders ausgeprägt: 81% der Frauen* in ländlichen Regionen übernehmen die Kinderbetreuung (eher) allein, während dieser Anteil in Großstädten bei 58% liegt. Bei den Männern* zeigt sich ein umgekehrtes Muster: 40% der Großstadt-Männer* geben an, diese Aufgaben (eher) selbst zu übernehmen – im ländlichen Raum liegt dieser Wert bei nur 14%. Auch das Bildungsniveau hat Einfluss: Je höher der Bildungsabschluss, desto häufiger wird eine gleichmäßige Aufgabenteilung berichtet.

Anteil der Paare mit ausgeglichener Hausarbeitsverteilung, in Prozent



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss zwischen 90 und 150, gewichtete Stichprobe.

Anteil der Frauen* und Männer*, die angaben, (eher) selbst für Kinderbetreuung zuständig zu sein, nach städtischer bzw. ländlicher Region, in Prozent



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss zwischen 90 und 150, gewichtete Stichprobe.

Die Rolle von Frauen* in der Care-Arbeit

Die qualitativen Interviews verdeutlichen, dass Frauen* in der familialen Sorgearbeit sehr unterschiedliche Rollen einnehmen:

1

Natural Caregiver – Frauen* übernehmen Care-Arbeit als „natürliche“ Aufgabe, oft ohne bewusste Hinterfragung bzw. auch aufgrund der Umstände, die keine Alternative zulassen oder zuzulassen scheinen. Diese Selbstverständlichkeit stabilisiert tradierte Geschlechterordnungen.

Zitat: „So ganz klassisch. Urkonservativ. Mein Mann hat dann einen Job gehabt. Also ich wollte irgendwie auch die erste Zeit, muss ich sagen, bei den Kindern bleiben. Ich wollte nicht, dass die Kinder, also ich muss sagen, meine Schwiegereltern sind, die sind fast eine andere Generation. Er [Partner] wollte nicht, dass meine Kinder von Großeltern erzogen werden und der Kindergarten war im Land ab vier. Und dann habe ich gesagt ja, dann mache ich das so.“ (50OP, weiblich, 61 J)

2

Gestalter*innen gelebter Gleichstellung – Frauen*, die Care-Aufgaben partnerschaftlich und bewusst gleichberechtigt organisieren. Voraussetzung sind strukturelle Ermöglichungen (z.B. flexible Arbeitszeiten) und eine egalitäre Haltung beider Partner*innen.

Zitat: „... der [Partner], hat Montag, Dienstag den ganzen Tag und Mittwoch vormittags gearbeitet und in der Zeit war ich dann mit unserem Kind und ich habe Mittwoch um 12:00 begonnen dann zu arbeiten und habe Donnerstag und Freitag den ganzen Tag gemacht. (...) Genau, hat für uns dann an sich sehr gut funktioniert ...“ (33OP, weiblich 35 J)

3

Primärverantwortliche mit punktueller Unterstützung – Frauen* tragen die Hauptlast von praktischer und mentaler Care-Arbeit, während Partner*innen punktuell und meist auf Aufforderung unterstützen. Die strukturelle Ungleichheit bleibt bestehen.

Zitat: „Es ist hauptsächlich die mentale Workload. Ich übernehme quasi das geistige Management. Es ist kein Problem zu sagen: „Mach das bitte“ oder „sorg dafür“ oder „erledige das“. Aber ja, daran zu denken, dass es passiert, ist eindeutig bei mir. (...) (51OP, weiblich, 46 J)



4

Wegbereiter*innen geteilter Verantwortung –

Frauen*, die aktiv auf eine gleichmäßige Verteilung hinarbeiten, indem sie Partner*innen anleiten, sensibilisieren und Verantwortungsübernahme fördern. Dies birgt Veränderungspotenzial, erhöht aber zugleich ihre eigene Mental Load.

5

Misstrauensgestützte Hauptverantwortung –

Frauen*, die Care-Aufgaben aus biografisch oder erfahrungsbedingt gewachsenem Misstrauen gegenüber männlicher Care-Praxis nicht oder nur schwer delegieren können.

Ergänzt wird dieses Bild durch die Rolle generationaler Bezugspersonen – insbesondere Mütter und Schwiegermütter –, die als Care-Netzwerke, aber auch als Träger*innen trauter Rollenvorstellungen wirksam sind. In vielen Fällen sichern sie durch praktische Hilfe die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, zugleich fungieren sie als normative Instanz, die Gleichstellungsbemühungen junger Frauen* konterkarieren können.

Männlichkeiten in der Care-Arbeit

Die Interviews zeigen, dass männliche Sorgearbeit sehr unterschiedliche Formen annehmen kann – vom Bruch mit traditionellen Rollenbildern bis zur symbolischen Beteiligung ohne nachhaltige Veränderung. Vier zentrale Deutungsmuster treten dabei hervor:

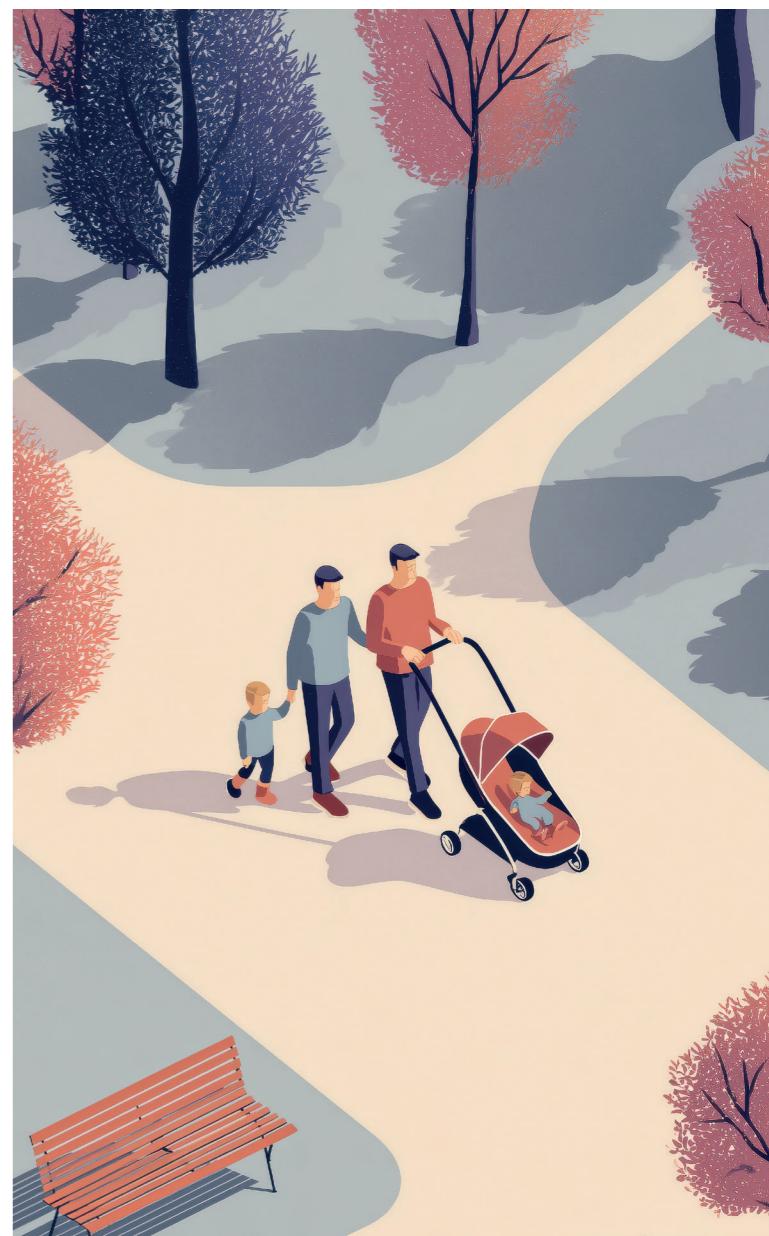
1

Caring Masculinities – Männer* übernehmen Care-Arbeit gleichberechtigt, teilen Verantwortung für Haushalt, Kinderbetreuung und Mental Load und verstehen Fürsorglichkeit als Haltung und Handlung. Häufig basieren die Arbeitsteilungsarrangements auf strukturellen Ressourcen (flexible Arbeitszeiten, ökonomische Sicherheit) und bewusster Abkehr von hegemonialen Männlichkeitsnormen. Sie wirken potenziell transformativ, da sie Gleichstellung als selbstverständlichen Bestandteil männlicher Lebenspraxis etablieren.

2

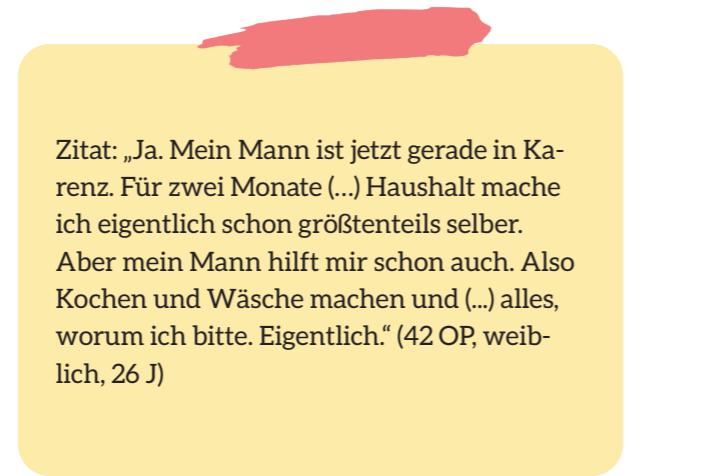
Podestmännlichkeiten – Männer* übernehmen zeitlich begrenzte, als außergewöhnlich inszenierte Care-Phasen (z.B. Papamontat), die als Gleichstellungsbeitrag hervorgehoben werden, ohne dass sich die strukturelle Arbeitsteilung dauerhaft verändert. Gleichstellung erscheint hier als symbolischer Gestus, während traditionelle Zuständigkeiten fortbestehen. Sie erzeugen ein Modernitätsnarrativ, das reale Ungleichheiten rhetorisch überdeckt.

Zitat: Ein befragter Vater, der in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaften lebt, organisierte die Sorgearbeit in einem Co-Parenting mit der Mutter des Kindes und betonte eine konsequente 50:50-Aufteilung: "ab dem 14. Lebensmonat war er [Anm. der Sohn] im Kindergarten und ab dem Moment hatten wir die 50:50 Aufteilung. Das heißt, er ist jeweils zwei fixe Tage bei einem Elternteil und die anderen drei Wochentage sind alternierend, aber immer so kombiniert, dass er am Stück fünf Tage an einem Ort ist und zwei Tage am anderen. Wir teilen uns alles auf – Haushalt, Einkaufen, Kochen. Es ist so gut wie 50:50." (27ES, männlich, 36 J)



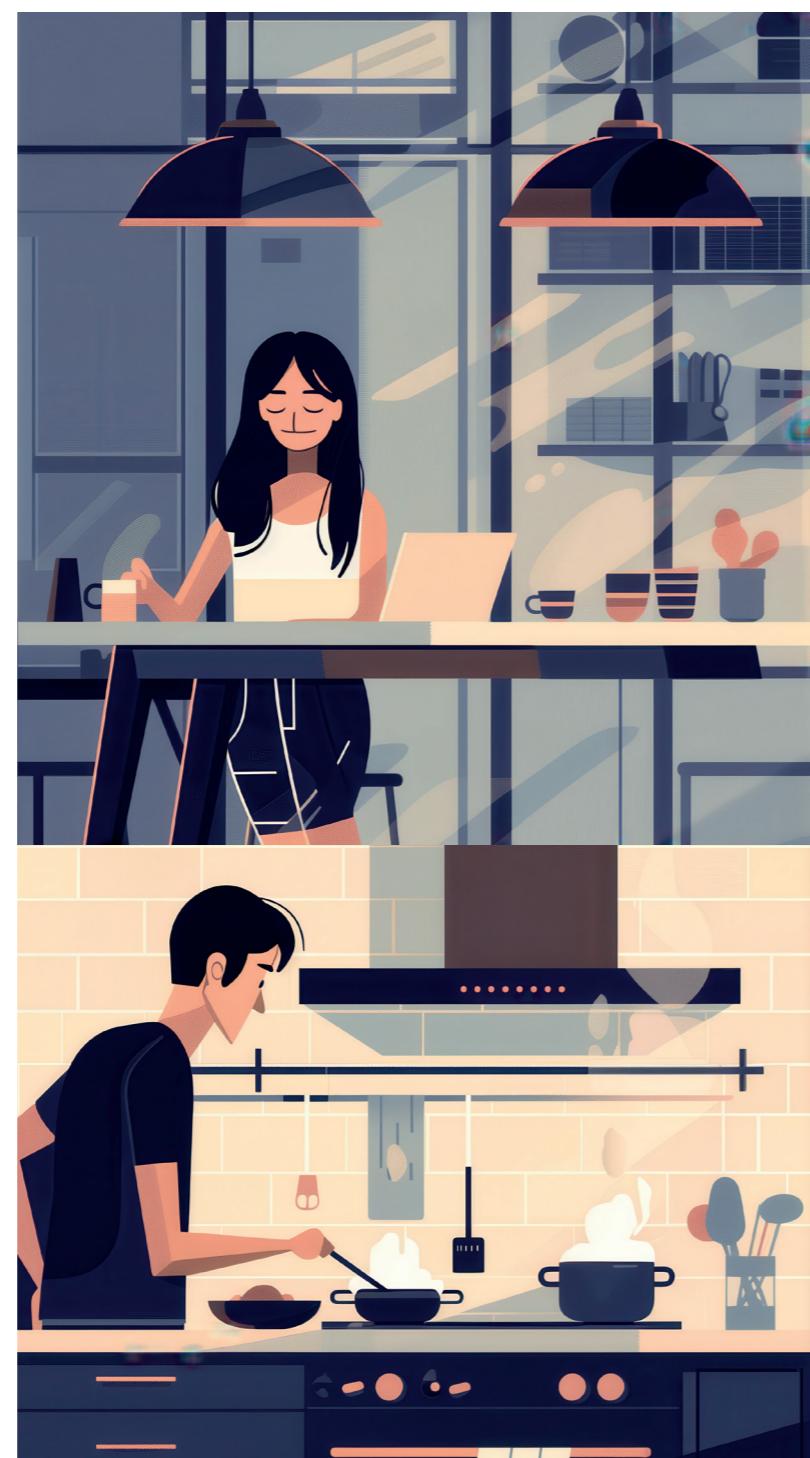
3

Helfende Männlichkeiten – Männer* beteiligen sich punktuell an Care-Aufgaben, bleiben aber außerhalb der primären Zuständigkeit. Die Hauptverantwortung für Organisation und Planung liegt bei den Partner*innen; männliche Beteiligung erfolgt meist „auf Zuruf“. Dieses Muster entlastet kurzfristig, stabilisiert aber langfristig tradierte Macht- und Zuständigkeitsasymmetrien.



4

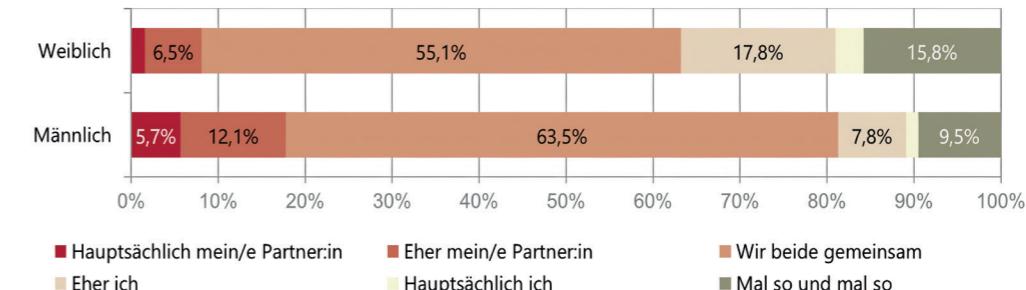
Hybridmodelle – Männer* übernehmen je nach Lebensphase, Erwerbs situation und individueller Absprache substanzial Care-Verantwortung, ohne sich zwingend auf ein normatives Leitbild wie Caring Masculinities zu beziehen. Zuständigkeiten werden flexibel und bedarfsoorientiert verteilt, oft nach individuellen Kompetenzen und Vorlieben. Diese Modelle eröffnen Spielräume für Veränderung, bleiben jedoch anfällig für Rückfälle in traditionelle Muster, wenn äußere Bedingungen sich verschlechtern.



Entscheidungsmuster und -strukturen

Bezogen auf die aktuelle oder letzte Partnerschaft geben 55% der weiblichen* und 64% der männlichen* Befragten an, dass sie Entscheidungen gemeinsam mit den Partner*innen treffen, weitere 10% bzw. 16%, dass je nach Thema und Situation die Entscheidungshoheit wechselt.

Wenn Partnerschaft: „Letztes Wort“ in Beziehung, nach Geschlecht



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=34, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

1

Starre, hierarchische Systeme – männlich dominierte Entscheidungsstrukturen

Knapp ein Drittel der Befragten berichtet, dass eine*r der beiden Partner*innen eher das letzte Wort hat, wobei dieses häufiger bei Frauen* liegend gesehen wird. Auf Basis der qualitativen Analyse wird dabei deutlich, dass weibliche Entscheidungsmacht oft an Legitimationen geknüpft ist, etwa besondere Kompetenzen oder funktionale Notwendigkeiten. Männliche Entscheidungsmacht hingegen erscheint in vielen Fällen als selbstverständlich und kulturell legitimiert.

Mit Blick auf Entscheidungsmuster der Herkunfts-familie lassen sich drei dominante Typen familialer Entscheidungspraktiken – basierend auf dem Olson-Modell – herausarbeiten:

Zitat: „Der Opa und mein Papa haben die Entscheidungsmacht gehabt (...) Mein Opa war (...) eher so der Sturzschädel-Typ (...) Nur so wie er es macht, ist es richtig“ (18 JS, weiblich, 31 J).

2

Legitimationspflichtige weibliche Entscheidungsmacht – Macht durch Ausnahme, nicht durch Gleichwertigkeit

Wo Frauen* Entscheidungsmacht innehatten, war diese meist an externe oder biografische Bedingungen geknüpft – etwa Sprachkompetenz, Führerschein, Wohnungsbesitz oder die Abwesenheit des Vaters. Weibliche Autorität wurde in diesen Fällen als Abweichung vom männlich konnotierten „Normalfall“ erlebt und bedurfte besonderer Rechtfertigung.



3

Demokratische, flexible Entscheidungsmuster – Beteiligung nach Betroffenheit

In einem dritten Typus wird Entscheidungsfindung als dynamischer, beteiligungsorientierter Prozess beschrieben. Entscheidungen orientieren sich hier an Betroffenheit und Expertise, nicht an Geschlecht oder Autorität. Als eine in manchen Familien institutionalisierte Form gemeinsamer Aushandlung wurde der „Familienrat“ genannt, eine demokratische Kommunikationskultur, in der alle Beteiligten als handlungsfähige Subjekte anerkannt werden. Entscheidungsmacht wurde geteilt, nicht delegiert.

Die qualitative Analyse zeigt, wie tief familial strukturierte Entscheidungsmuster mit gesellschaftlichen Geschlechternormen verwoben sind.

Zitat: „Es hat zum Beispiel eine Entscheidung gegeben, da war ich 14. Also meine Eltern haben beide ihren Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt (...) das war so eine Entscheidung, die haben wir im Familienrat beschlossen.“ (01ES, weiblich, 41 J)

Wer arbeitet, wer sorgt – und wer entscheidet?

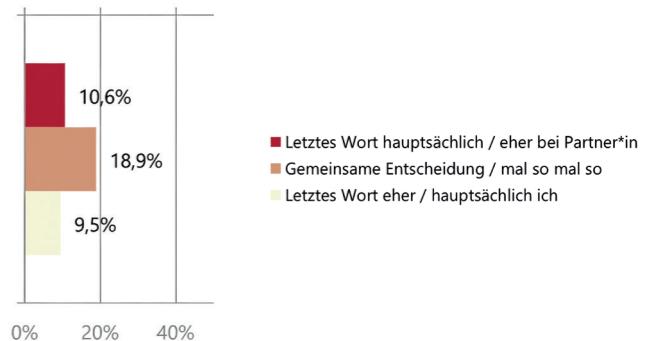
Erwerbsarbeit und Care-Aufteilung: Strukturierende Ungleichheiten

Wie eng bezahlte und unbezahlte Arbeit miteinander verknüpft sind und wie diese Verknüpfung von Geschlechternormen geprägt ist, wird besonders mit Blick auf Paare mit kleinen Kindern deutlich: Während die generelle Erwerbsquote von Frauen* und Männern* relativ ähnlich ist, sinkt sie bei Frauen* mit kleinen Kindern. Zudem ist ein guter Teil der erwerbsarbeitenden Frauen* teilzeitbeschäftigt, vor allem aufgrund von Betreuungspflichten. Auch bei ähnlichem Erwerbsausmaß übernehmen Frauen* überproportional häufig die unbezahlte Haus- und Sorgearbeit – selbst dann, wenn sie mehr Erwerbsarbeit leisten als ihre Partner*innen. Umgekehrt ist bei Männern* eine ausgewogene Aufgabenteilung eher dann gegeben, wenn ihre Partner*innen mehr Stunden erwerbstätig sind. Care-Arbeit ist dabei noch ungleicher verteilt als Hausarbeit.

Ausgewogene Aufgabenteilung und das "letzte Wort"

Die GEQ-AT Studie zeigt zudem, dass egalitäre Entscheidungsprozesse – etwa das gemeinsame „letzte Wort“ – mit einer ausgewogenen Aufgabenteilung korrelieren. Umgekehrt ist bei ungleicher Entscheidungsmacht auch die Verteilung der Care-Arbeit häufiger asymmetrisch. Diese Befunde verdeutlichen, dass ein enger Zusammenhang zwischen Gleichstellung auf Ebene von Ressourcen und Entscheidungsprozessen mit der gerechten Verteilung unbezahlter Arbeit besteht.

„Letztes Wort“ und ausgewogene Aufgabenteilung bei der Hausarbeit



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597; Befragte in Beziehung und gemeinsamen Haushalt, n miss=340, gewichtete Stichprobe.

Ökonomische Ressourcen und Hausarbeit

Ein signifikanter Zusammenhang zeigt sich zwischen ökonomischer Gleichstellung in der Partnerschaft und der Aufteilung unbezahlter Arbeit. Männer*, die sich in einer finanziell ausgewogenen Beziehung befinden, geben häufiger an, dass Hausarbeit zu ähnlichen Anteilen zwischen ihnen und den Partner*innen verteilt ist.

Einstellungen, Fürsorglichkeit & Interaktionseffekte

Ein weiterer Befund ist, dass es auf das Zusammenspiel von Einstellungen, Selbstbildern und relationalen Wahrnehmungen ankommt. Paarbeziehungen, in denen beide Partner*innen sich gegenseitig als ähnlich fürsorglich wahrnehmen, berichten am häufigsten über eine gleichmäßige Aufteilung von Haus- und Care-Arbeit. Umgekehrt ist bei einer ungleichen Wahrnehmung von Fürsorgebereitschaft auch die Arbeitsteilung unausgewogener.

Wirkfaktoren für eine ausgewogene Aufteilung partnerschaftlicher Ressourcen

Die qualitativen Interviews im Rahmen der GEQ-AT Studie unterstreichen, dass eine geschlechtergerechte Verteilung von Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht nicht zufällig entsteht, sondern auf dem Zusammenspiel förderlicher Wirkfaktoren auf vier miteinander in Beziehung stehenden Ebenen beruht: der individuellen Ebene (Onto), der Ebene der sozialen Beziehungen (Mikro), der organisationalen und institutionellen Ebene (Meso) sowie der gesellschaftlich-strukturellen Ebene (Makro). Anhand der Erkenntnisse aus den Interviews lassen sich diverse Wirkfaktoren identifizieren, die eine ausgewogene Aufteilung in Partnerschaften fördern.

Auf individueller Ebene sind beispielsweise eine progressive Geschlechterrollenhaltung, die Fähigkeit zur Reflexion oder eine Care-Orientierung zu nennen. Auf Ebene der sozialen Beziehungen ein externes informelles Betreuungsnetz, eine bewusste Planung der Arbeitsteilung schon vor der Geburt des Kindes oder eine bewusste Beziehungspflege. Auf Ebene der Organisationen Netzwerke für Geschlechtergleichstellung, Caring Companies oder Angebote professioneller Beratung. Auf gesellschaftlich-struktureller Ebene eine bedarfsoorientierte institutionelle Kinderbetreuung, auf Umverteilung von Sorgearbeit ausgerichtete Karenzmodelle und Maßnahmen, die auf den Abbau von Einkommensunterschieden ausgerichtet sind.

Matched Pair Ansatz: Wirkfaktoren für eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen sichtbar machen

In den folgenden Abschnitten werden Bedingungen und Wirkfaktoren ausgewogener und nicht-ausgewogener Arbeitsteilung anhand eines sogenannten Matched Pair Beispiels skizziert. Ein „Match“ besteht jeweils aus zwei Fällen, die hinsichtlich der Herkunftsfamilie vergleichbare Bedingungen aufweisen – insbesondere im Hinblick auf Arbeitsteilung und Konfliktbewältigung – und sich

auch anhand sozialer Marker wie Alter, Geschlecht, Wohnort, Herkunft und Bildung parallelisieren lassen. Im Hier und Jetzt – in der eigenen Familie oder Partnerschaft – zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede: Während eine Person ein eher ausgewogenes Modell lebt, ist die andere in ein nicht-ausgewogenes Arrangement eingebunden. Ziel dieser Gegenüberstellung war es, Faktoren herauszuarbeiten, die in Richtung einer gleichberechtigten Aufteilung von Ressourcen – wie Entscheidungsmacht, Erwerbsarbeit und Care-Arbeit – wirken, ebenso wie jene, die zu einer unausgewogenen Verteilung beitragen.

Person A und Person B können als Matched Pair parallelisiert werden, da sie auf Basis zentraler sozialer Marker vergleichbare Voraussetzungen mitbringen: Beide sind Frauen*, im ähnlichen Alter, in ländlichen Regionen Österreichs aufgewachsen und leben aktuell ebenfalls im ruralen Raum. Sie verfügen über einen tertiären Bildungsabschluss und leben in heterosexuellen Partnerschaften und haben jeweils zwei Kinder. Auch im Hinblick auf ihre Herkunftsfamilien gibt es Überschneidungen. Beide wuchsen im ländlichen Umfeld in Österreich auf, haben keinen internationalen Familienhintergrund und kommen aus derselben Bildungsschicht. Beide Familien sind dem Arbeiter*innenmilieu zuzurechnen, die ökonomischen und kulturellen Unterschiede zeigen sich nur in geringem Ausmaß (beispielsweise ist der Vater von Person B aus bäuerlichen Verhältnissen). Beide Personen haben ein Hochschulstudium abgeschlossen, Person A im Bildungsbereich und Person B im Sozialbereich. Ein detaillierter Blick auf die konkrete Ausgestaltung der Lebenswelt innerhalb der Herkunftsfamilien vermittelt einerseits die Erfahrungen unter denen die zwei Personen aufwuchsen, andererseits, und dies ist die Besonderheit dieses Matched Pairs – den unterschiedlichen Umgang mit massiven Krisenerlebnissen, und den langfristige Auswirkungen auf deren Leben.

Person A zieht in ein anderes Bundesland, weg von ihren freundschaftlichen Netzwerken, lernt dort relativ schnell (mit 20 Jahren) ihren Partner kennen. Dieser kommt aus einer eher geschlechterkonservativen Welt (traditionelle Geschlechterordnung), wohnt am Land. Beide ziehen schon ein Jahr später (sie ist 21 Jahre) gemeinsam in eine Kleinstadt am Land. Dies ist ein großer Umbruch: Sie macht in ihren Augen einen großen Schritt in die Abhängigkeit – die Konsequenzen äußern sich unter anderem in einer Lebenskrise. Sie bricht ihr Studium ab, verfolgt keine weiteren Lebenspläne, befindet sich an einem Ort, an dem sie eigentlich nicht sein will, in einer Partnerschaft, in der sie (zu) wenig Unterstützung erfährt. Es gibt bei Person A eigentlich keinen Wunsch nach Kindern, jedoch entscheidet sie sich nach vielen Diskussionen mit ihrem Partner (er will Kinder) dafür. Die Konsequenzen der Entscheidung stellen sich als große Herausforderung dar. Durch das rechtliche und gesellschaftliche System werden sie und ihr Partner noch mehr limitiert als eigentlich gewollt.

Person B beschreibt ebenfalls, dass sie mit ihrem Partner zusammenzieht, mit starker Anknüpfung an ihren Freundeskreis, sie geht weiterhin einer Erwerbsarbeit nach. Person B studiert Soziale Arbeit, lernt ihren Partner kennen (der als Pfleger arbeitet und große Ansprüche an fürsorgliche Männlichkeitspraxen hat), bekommt Kinder, die sich beide wünschen, und teilt sich die Erwerbsarbeit, sowie Care-Arbeit partnerschaftlich gleich auf. Die Beschreibung zeigt eine gleichberechtigte Partnerschaft, in der Aufgaben und Verantwortung offen kommuniziert und flexibel geteilt werden. Der Partner übernimmt aktiv Haushalts- und Familienaufgaben, wie Kochen, Einkaufen oder die Betreuung der Kinder, und hat eigenständig den Wunsch geäußert, länger Elternzeit zu nehmen, was die Familienbeziehung bereichert hat. Es ist kein Problem, wenn er Pflegeurlaub nimmt oder die Kinder ins Bett bringt. Die berufliche und persönliche Freiheit der Partnerin, wie ein Sabbatical oder eine Reise allein, wird unterstützt und wertgeschätzt. Diese Balance ermöglicht es ihr, eigene Interessen zu verfolgen. Im Haushalt wird die Aufgabenteilung als fair verteilt beschrieben. Die gleichberechtigte Haltung und ein feministischer Ansatz schaffen eine Partnerschaft auf Augenhöhe, die von Vertrauen, Respekt und Offenheit geprägt ist. Dieses Modell zeigt, wie Gleichberechtigung im Alltag funktionieren kann und alle davon profitieren.

Matched Pair

Nicht-ausgewogene vs. ausgewogene Aufteilung von Ressourcen

Ebene	A – nicht-ausgewogene Aufteilung	B – ausgewogene Aufteilung
ONTO (individuelle Ebene)	<ul style="list-style-type: none"> Früher Verlust der Mutter, frühe Übernahme von Verantwortung „Worst-Case“-Denken, Kontrollbedürfnis Späte Bearbeitung durch Therapie Wunsch nach Autonomie wird lange unterdrückt 	<ul style="list-style-type: none"> Persönlichkeitsmerkmal: durchsetzungsstark, mutig Früh Resilienzstrategien entwickelt (Musik, Gespräche, Natur) Optimistische Grundhaltung, positive Krisenbewältigung
MIKRO (nahe soziale Beziehungen)	<ul style="list-style-type: none"> Partner aus konservativem Umfeld Beziehung zunächst stark asymmetrisch: Familienernährermodell Langjährige Überforderung in der Care-Arbeit 	<ul style="list-style-type: none"> Partner mit eigenen Ansprüchen an Fürsorglichkeit (Caring Masculinities) Aufgabenverteilung wird geplant und flexibel angepasst Offene, respektvolle Kommunikation
MESO (Organisationen)	<ul style="list-style-type: none"> Abbruch des Studiums wegen Kind & Care-Arbeit („hineinrutschen“) Ehrenamtliche Arbeit, keine Erwerbsarbeit Fehlende soziale Unterstützung in früher Elternphasen 	<ul style="list-style-type: none"> Arbeitgeber*in unterstützt Sabbatical und Fortbildung Unternehmen ermöglicht Teilzeit und Shift der Erwerbszeiten Unterstützung des Umfelds
MAKRO (gesellschaftliche Rahmenbedingungen)	<ul style="list-style-type: none"> Starker Gender Bias in ländlichen Raum Mangelnde Kinderbetreuung Unausgewogene Karenzregelungen Abhängigkeitsverhältnisse (ökonomisch, sozial) 	<ul style="list-style-type: none"> Gesetzliche Rahmenbedingungen ermöglichen längere Väterkarenz Vorhandene Betreuungsstrukturen fördern Vereinbarkeit Keine ökonomische Abhängigkeit

Anhand dieser Tabelle wird deutlich, dass Person A durch eine Verkettung von biografischen Brüchen, eingeschränkten Netzwerken, traditionellen Partnerschaftsstrukturen und strukturellen Defiziten lange in einem Zustand eingeschränkter Handlungsfähigkeit verharrete. Erst durch Krankheit und therapeutische Prozesse fand sie zu einem gewissen Maß an Selbstbestimmung zurück.

Person B hingegen konnte auf ein stabiles persönliches Fundament und unterstützende Strukturen auf allen Ebenen zurückgreifen – sie lebte von Beginn an eine ausgewogene Arbeitsteilung, profitierte von einem Partner, der eigene Ansprüche an fürsorgliche Väterlichkeit umsetzen konnte und einem unterstützenden institutionellen und gesellschaftlichen Umfeld. Die Summe dieser Faktoren ermöglichen ihr ein hohes Maß an Selbstwirksamkeit und Gleichstellung im Alltag.

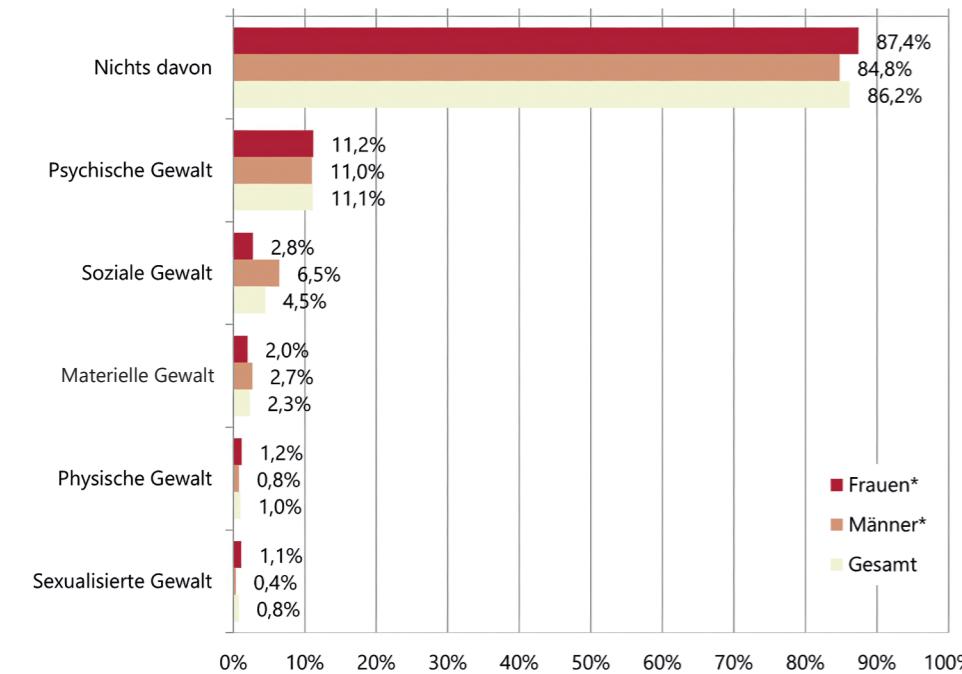
Zusammenfassend zeigt sich, dass beide Personen mit Ungleichstellungen konfrontiert waren, jedoch unterschiedlich darauf reagierten. Während Person A sich zunächst in traditionelle Rollenmuster drängen ließ und erst spät einen Weg daraus fand, konnte Person B früh eine gleichberechtigtere Lebensweise etablieren. Auch im Umgang mit Krisen sind die Unterschiede deutlich: Während Person A

lange Zeit von der Vergangenheit und der Kontrolle über mögliche negative Ereignisse bestimmt wurde, entwickelte Person B eine resiliente Haltung, die es ihr ermöglichte, Herausforderungen als Lernprozess zu begreifen und proaktiv zu gestalten. Beide Frauen begegnen Herausforderungen – aber auf unterschiedliche Weise. Während Person A erst nach Jahrzehntelangen Überforderungs- und Anpassungserfahrungen beginnt, sich aus einer passiven Rolle zu befreien, lebt Person B von Anfang an aktiv, selbstbestimmt und gleichberechtigt. Gewalt spielt bei Person A als biografischer Schatten und Ausdruck früher Ohnmacht eine größere Rolle, bei Person B bleibt sie Teil der Vergangenheit und wird nicht in die Gegenwart übernommen. Letztlich sind es die verfügbaren Ressourcen – innerfamiliär, persönlich und strukturell – sowie die Fähigkeit zur Selbstreflexion, die den Unterschied im Umgang mit Herausforderungen ausmachen.

2.4. Gewalt in der Partnerschaft

Die GEQ-AT Ergebnisse zeigen: Gewalt ist ein vielschichtiges Phänomen, das häufig im Verborgenen und in komplexen Beziehungskonstellationen stattfindet. Psychische Gewalt ist dabei am weitesten verbreitet, während von körperlicher und sexualisierter Gewalt weniger häufig berichtet wird. Über Gewalt sprechen – sowohl von der eigenen Betroffenheit als auch der eigenen Täter*innenschaft – stellt nach wie vor ein gesellschaftliches Tabu dar. Gewalt wird häufig nicht (an)erkannt, nicht benannt – und bleibt so auch für Hilfesysteme verborgen und nicht greifbar. Dies unterstreicht die Notwendigkeit von Sensibilisierung, niedrigschwelligen Angeboten und struktureller Unterstützung, um Gewalt in Partnerschaften frühzeitig zu erkennen und wirksam zu begegnen.

Gewalterfahrungen in Partnerschaft in den letzten 12 Monaten (Mehrfachnennung möglich), nach Geschlecht



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.206, n miss=41, gewichtete Stichprobe

Soziale Gewalt (z. B. Kontaktverbote, Kontrolle persönlicher Gegenstände) berichteten 3% der Frauen* und 6% der Männer*. Von materieller Gewalt d.h. Kontrolle der finanziellen Ausgaben (etwa indem limitierte Geldbeträge zur Verfügung gestellt wurden) oder Zerstörung von Sachen, waren über 2% der Befragten betroffen. Von körperlicher Gewalt (konkret Handgreiflichkeiten und körperlicher Gewalt mit Verletzungsfolgen) sowie sexualisierter Gewalt (das Erzwingen sexueller Handlungen) waren in den letzten 12 Monaten jeweils rund 1% der befragten Frauen* und Männer* betroffen.

Auffällig ist, dass keine signifikanten Unterschiede entlang von Alter, Bildung oder Wohnort festgestellt wurden – Gewalt betrifft alle soziodemografischen Gruppen.

Umgang mit Gewalt und Unterstützungsstrategien

Rund die Hälfte der betroffenen Personen reagiert nicht aktiv auf Gewalterfahrungen. 14% holten sich Hilfe – meist im privaten Umfeld (Familie, Freund*innen), seltener bei Polizei, Frauenhäusern oder professionellen Beratungsstellen. Dies weist auf strukturelle und intrapersonelle Barrieren im Zugang zu Hilfeangeboten hin.

Eigene Gewaltausübung

7% der befragten Frauen* und 8% der Männer* gaben an, in den letzten 12 Monaten selbst Gewalt ausgeübt zu haben – auch hier gab es keine signifikanten Unterschiede zwischen diversen soziodemografischen Gruppen.

Ähnlich der Gewalterfahrung in der Partnerschaft wurde auch auf die Gewaltausübung seitens der Partner*innen häufig nicht reagiert – 46% der Befragten gaben dies an. Lediglich in 9% der Fälle hat der*die Partner*in professionelle Unterstützung in Anspruch genommen.

Verkettung mehrerer Gewaltformen

In den qualitativen Interviews wird sichtbar, dass Gewalt oft nicht in einer Form, sondern in Kombination mehrerer Gewaltformen auftritt – etwa psychische und körperliche Gewalt in eskalierenden Beziehungskonflikten.



Bagatellisierung, Normalisierung und Legitimierung von Gewalt

Die Interviews machen deutlich, dass Gewalt vielfach nicht als solche benannt oder erkannt wird, weil sie retrospektiv legitimiert, emotional entschärft oder moralisch gerechtfertigt wird.

Es fiel den Befragten leichter, über vergangene als über aktuelle Gewalt zu sprechen. Aktuelle Gewalt-Erfahrungen wurden oft nur zögerlich oder nach mehrfacher Nachfrage thematisiert. Übergriffe wurden nicht immer als Gewalt erkannt oder benannt – insbesondere in Bezug auf körperliche Strafen in der Kindheit oder emotionale Manipulationen in Partnerschaften.

Die Bagatellisierung bzw. Legitimierung von Gewalt zeigt sich in verschiedenen narrativen Strategien:

- Bagatellisierung durch zeitliche und kulturelle Relativierung: Gewalt in der Kindheit wurde häufig als „normal“ für eine bestimmte Zeit dargestellt. Aussagen wie „Das war halt eine andere Zeit“ oder „Damals war das nichts Schlimmes“ deuten darauf hin, dass Gewalt nicht als solche erkannt, sondern als historisch legitimiertes Erziehungsmittel wahrgenommen wurde. Durch diese Einbettung in einen Gewalt akzeptierenden Kontext wird die eigene Betroffenheit heruntergespielt.
- Verharmlosung durch emotionales Framing: Gewalthandlungen wurden teilweise humorvoll oder als harmlos beschrieben, etwa wenn Befragte darüber sprachen, dass das Verfolgen mit einem Hausschuh „eher entspannt“ gewesen sei. Die Bedrohung oder tatsächliche Gewalt wird dadurch als spielerisch oder unbedeutend umgedeutet, wodurch ihre problematische Dimension verdeckt bleibt.
- Legitimation durch moralische Eigenschuldzuweisung: In einigen Fällen wurde Gewalt als berechtigte Sanktion dargestellt, wer „goschert“ sei, habe eine „Watschen verdient“. Diese Argumentation legitimiert Gewalt als notwendige Reaktion auf Fehlverhalten und verschiebt die Verantwortung weg von Täter*innen hin zu Betroffenen.

Zitat: „Also meine Frau geniert sich ja in Grund und Boden immer noch, dass ihr einmal bei den Kindern die Hand auskommen ist. (...) Die Kinder haben das sehr gut weggesteckt, weil ich sehe das auch so: Affektreaktionen, unter uns gesagt [weil] laut würde ich das nie sagen, (...) können Kinder ganz gut verkraften. (...) Wir hatten schon eine Phase, wo wir gelegentlich auch gegeneinander handgreiflich waren.“ (17ES, männlich, 76 J)

Zitat: „Naja gut, das war eine andere Zeit, glaube ich. (...) Hat es schon hin und wieder die eine oder andere Watschen auch gegeben. Aber so richtig Gewalt? Glaube ich nicht. Das war ja eine andere Zeit. Das war das damals halt nichts Schlimmes eigentlich.“ (26JS, männlich, 49 J)

Zitat: „Interviewer*in: Sie haben vorhin den Klaps auf den Hintern angesprochen. Hat es da irgendwie auch andere Sanktionen geben. War Gewalt ein Thema?

Befragte: Nein, nein, nein. Ich kann mich auch nicht an viele Situationen erinnern, wo es den Klaps auf den Po gab. Ich weiß, dass das damals eine übliche Erziehungs methode war, aber Gewalt war kein Thema, also weder uns gegenüber noch anderen oder so.“ (56VS, weiblich, 30 J)

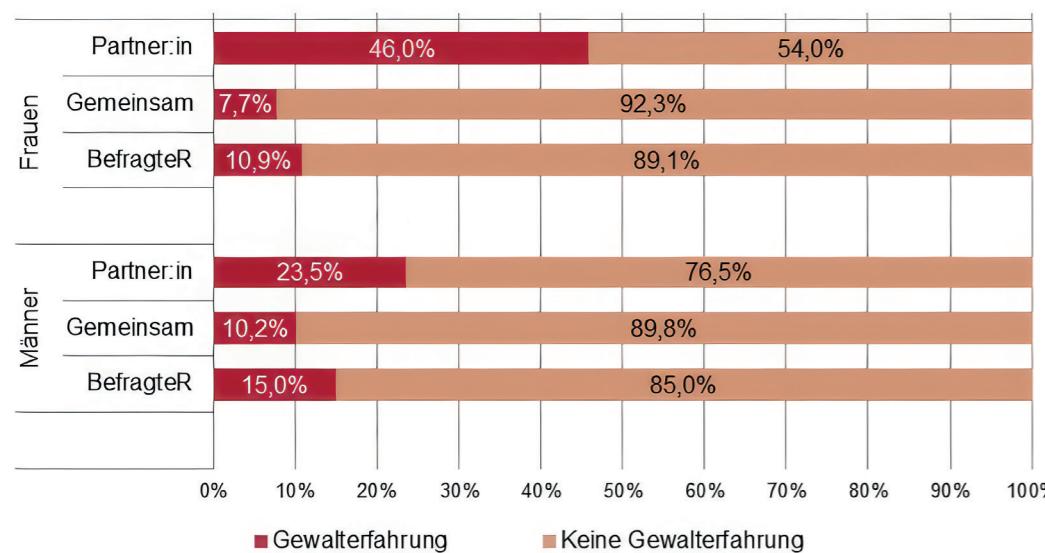
Zitat: „Und die Mama hat öfters mit dem Patschen gedroht oder ist zornig geworden oder hat geschrien (...) bei ihr war es eher lustig. Man hat gewusst (...) es ist harmlos. Also sie hat mich dann mit dem Patschen verfolgt oder einen Patschen nachgeschmissen und das war eher entspannt.“ (24JS, weiblich, 56 J)

Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in Partnerschaften

Hinsichtlich Gewalt und Nicht-Gewalt in Partnerschaften finden sich im qualitativen Material wie auch der Auswertung der quantitativen Befragung unterschiedliche Bedingungen. Ein Ausschnitt aus dem Bericht soll hier vorgestellt werden.

- Elternschaft und Care-Aufteilung: Die Gestaltung von Elternschaft beeinflusst die Gewalt-dynamiken wesentlich. Gewalt entsteht u.a. durch Überforderung, ungleiche Aufteilung der Sorgearbeit oder enttäuschte Erwartungen an Elternschaft. Besonders in der frühen Familienphase, aber auch durch Mehrfachbelastungen (Beruf, Mental Load etc.), kann Überforderung zu Eskalationen führen. Gewalt tritt dann oft als Ausdruck von Kontrollverlust, Hilflosigkeit oder geschlechterrollenbedingter Überlastung auf. Umgekehrt tragen klare Erziehungsstrukturen, respektvolle Kommunikation mit Kindern und Partner*innen, kooperative Elternschaft nach Trennungen und die bewusste Entscheidung, ein Vorbild sein zu wollen, zur Gewaltreduktion bei.
- Gleichberechtigte Entscheidungsfindung: Begünstigend für Gewaltfreiheit ist die partizipative Aushandlung von Entscheidungen. Die quantitativen Daten belegen: Wenn Entscheidungen gemeinsam getroffen werden, ist das Risiko geringer, Gewalt zu erfahren. Besonders Frauen* sind häufiger von Gewalt betroffen, wenn der*die Partner*in das letzte Wort hat. Gemeinsame Entscheidungen stärken Autonomie und bilden einen zentralen Schutzfaktor gegen Gewalt. Umgekehrt sind kontrollierende Beziehungsverhältnisse, in denen finanzielle, soziale oder körperliche Autonomie eingeschränkt wird, bereits Gewaltverhältnisse.
- Fürsorgliche Beziehungen: Partnerschaftliches Handeln, das von Fürsorge, Interesse und Engagement geprägt ist, wirkt schützend. Wenn Partner*innen als sich „kümmерnd“ wahrgenommen werden, ist Gewalt seltener.

Gewalterfahrung in Partnerschaft nach Aufteilung des „letzten Wortes“



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.875, n miss=31, gewichtete Stichprobe.

Umgekehrt erhöht ein wahrgenommenes Ungleichgewicht im Sorgeverhalten das Risiko für Gewalt.

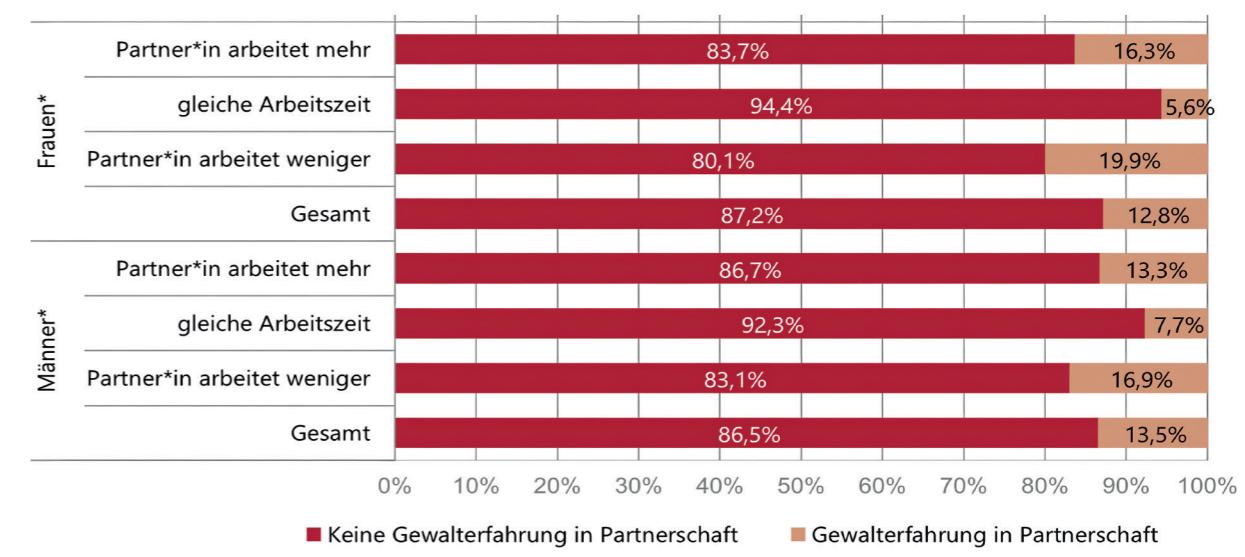
- Erwerbsarbeit, Macht und Gewalt: Besonders bedeutende Wirkfaktoren sind Arbeitszeitverhältnisse und die damit verknüpfte ökonomische Machtverteilung in Partnerschaften. Die quantitativen Daten zeigen: Bei gleich verteilter Erwerbsarbeitszeit berichten deutlich weniger Befragte von Gewalterfahrungen.

Aufteilung von Sorgearbeit, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=34, gewichtete Stichprobe.

Arbeitszeitrelation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=312, gewichtete Stichprobe.

2.4. Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in der Kindheit

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen zudem, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit Einfluss auf die aktuellen partnerschaftlichen Beziehungen haben. So ist die Wahrscheinlichkeit für Gewalterfahrungen in der aktuellen bzw. letzten Partnerschaft höher, wenn in der Kindheit Gewalt erlebt und/oder ausgeübt wurde. Dabei zeigt sich auch mit Blick auf die Herkunftsfamilie, dass in jenen Familien, wo eine ausgeglichene Aufteilung der Care-Arbeit bestanden hat und die Entscheidungsstrukturen der Eltern aus Sicht der Befragten partnerschaftlich erlebt wurden, signifikant seltener von Gewalterfahrungen in den Herkunftsfamilien berichtet wurde. Hatte hingegen der Vater die Entscheidungsmacht, war das Risiko für körperliche Gewalt gegen Kinder am höchsten (35%). Zu einem ähnlichen Befund kam auch die vergleichbare Studie, die in Norwegen 2009 durchgeführt wurde, allerdings wurde in dieser von einem niedrigeren Ausmaß von Gewalt berichtet (27% als Vergleichswert).

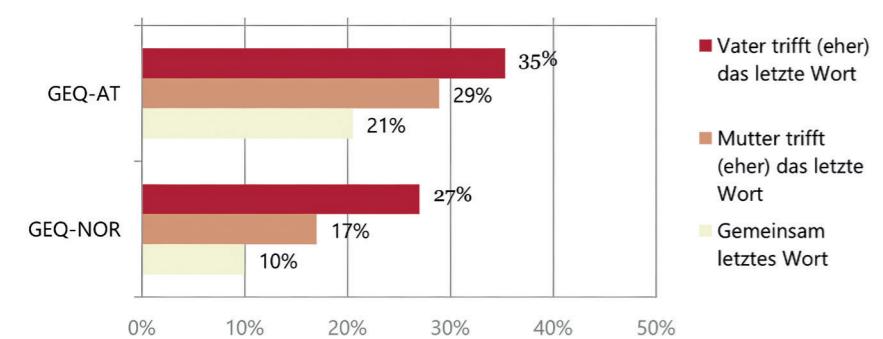
Darüber hinaus zeigt sich, wenn in der Kindheit der Vater (eher) das letzte Wort hatte, wurde dieser auch häufiger als Täter* für Gewalt angegeben. In den qualitativen Interviews werden diese asymmetrischen Familienstrukturen häufig in Form von

autoritären, teils repressiven Beziehungsmustern, in denen Macht nicht geteilt, sondern durch Kontrolle und psychische oder physische Sanktionen abgesichert wurden, beschrieben.

Positiv ist zu konstatieren, dass die Häufigkeit der Gewaltbetroffenheit im generationalen Wandel abnimmt, insbesondere mit Blick auf körperliche Gewalterfahrungen. Ältere Befragte berichten deutlich häufiger von Gewalterfahrungen (insbesondere häufiger über körperliche Gewalt) in ihrer Kindheit, was auf veränderte gesellschaftliche Normen in der Kindererziehung hindeutet.

Vor dem Hintergrund der in der GEQ-AT Studie aufgezeigten vielschichtigen Zusammenhänge zwischen einer möglichst ausgeglichenen, geschlechtergerechten und partnerschaftlichen Beziehungsgestaltung, eines fürsorglichen Umgangs mit sich und dem/der Anderen und dem Erleben von Gewalt – in der aktuellen Beziehung als auch bezogen auf die Herkunftsfamilie – beziehen sich die in der Studie abgeleiteten Empfehlungen auf diese Aspekte. In den Empfehlungen wird dabei sowohl auf strukturelle, organisationale als auch individuelle Gestaltungsansätze Bezug genommen.

Letztes Wort in Herkunftsfamilie und körperliche Gewalterfahrung in Kindheit; Vergleich der Ergebnisse von Österreich (GEQ-AT) und Norwegen (GEQ-NOR)



Quelle: Scambor et al. 2025, L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=178, gewichtete Stichprobe; Norwegische GEQ-Studie Holter et al., 2009





EMPFEHLUNGEN

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen eindrücklich: Geschlechterungleichheiten durchziehen unsere gesellschaftlichen, institutionellen und kulturellen Strukturen. Sie prägen die Verteilung von Sorgearbeit, die familiären Machtverhältnisse, das Risiko für Gewalt und die ökonomischen Spielräume der Geschlechter. Um diese Ungleichheiten zu verändern, braucht es gezielte politische Maßnahmen, strukturelle Reformen, eine engagierte Bildungsarbeit – und eine klare normative Orientierung hin zu einer fürsorgeorientierten, geschlechtergerechten, demokratischen Gesellschaft.

Gewaltprävention und Geschlechtergerechtigkeit gehören zusammen

Die GEQ-AT Studie zeigt zudem, dass Gewaltprävention und Geschlechtergerechtigkeit eng miteinander verbunden sind. Eine faire Aufteilung von Care-Arbeit, ein gutes System frühkindlicher Bildung, gesetzliche Rahmenbedingungen für gleichberechtigte Elternschaft, der Abbau ökonomischer Abhängigkeiten und die Sichtbarmachung alternativer Rollenbilder sind Bausteine einer solidarischen Gesellschaft.

Empfehlungen aus Praxis- und Wissenschaftsreflexion

In Reflexionsgruppen mit Expert*innen aus der Gleichstellungs- und Gewaltarbeit aus allen neun österreichischen Bundesländern, den Mitgliedern des Praxisbeirats des GEQ-AT Projekts sowie des wissenschaftlichen Beirats stand die Frage im Fokus, welche Empfehlungen konkret abgeleitet werden können, um Gewaltprävention und Geschlechtergerechtigkeit zu stärken. Die Perspektive, die den Empfehlungen der GEQ-AT Studie zugrunde liegt, orientiert sich an der Idee einer gerechten und fürsorgeorientierten Gesellschaft. Dabei geht es nicht nur um die Gleichstellung der Geschlechter im statistischen Sinne, sondern um die grundlegende Transformation von Machtverhältnissen, Lebensrealitäten und gesellschaftlichen Erwartungen. Eine geschlechtergerechte Gesellschaft erkennt Care-Arbeit als zentrale gesellschaftliche Ressource an, fördert vielfältige Lebensentwürfe und ermöglicht allen Menschen – unabhängig von Geschlecht, sexueller Orientierung, Herkunft oder sozialem Status – ein selbstbestimmtes, gewaltfreies Leben. Politisches Handeln ist dadurch nicht bloß reaktiv, sondern trägt aktiv dazu bei, Strukturen zu schaffen, in denen Sorge füreinander, demokratische Aushandlung und soziale Gerechtigkeit im Zentrum stehen. Das bedeutet auch, Verantwortung neu zu denken – in Partnerschaften, in Institutionen und auf gesamtgesellschaftlicher Ebene.

Vor diesem Hintergrund wurde erarbeitet, welche konkreten Schritte notwendig sind, um diesen Zielen näher zu kommen und welche Handlungsebenen und Akteur*innen einzubeziehen sind. Nachfolgende Ausführungen stellen den Kern der Diskussionen in den verschiedenen Gruppen dar.

Geschlechtergerechte Elternarbeit als Ausgangspunkt für Veränderung

Ein Hebel liegt in der Gestaltung von Unterstützungsangeboten für Eltern. Zahlreiche Fachkräfte berichteten, dass diese Angebote – ob Elternberatung, Elternbildung oder Familienhilfe – noch immer primär auf Mütter ausgerichtet sind. So finden sich etwa in Eltern-Kind-Zentren Programme, die implizit (vereinzelt explizit) Mütter ansprechen. Väter und andere Geschlechter fühlen sich häufig nicht angesprochen. Dadurch verfestigt sich ein Bild, in dem Sorgearbeit vor allem mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wird. Eine geschlechtergerechte Elternarbeit muss hier ansetzen – mit gezielter Ansprache von Vätern* und anderen Geschlechtern, reflexiven Dialogräumen für alle Elternteile und Formaten, die die Lebensrealitäten aller Geschlechter ernst nehmen. Wenn z.B. Elterncafés oder Paarkurse so gestaltet werden, dass sich alle Geschlechter angesprochen fühlen, entsteht Raum für gemeinsame Verantwortung.

Gleiche Chancen durch verlässliche Kinderbetreuung

Doch Reflexion allein reicht nicht: Ohne gut ausgebauten, flexible und leistbaren Kinderbetreuung bleibt die Entscheidung über Care-Aufteilung oft eine ökonomische Zwangslage. Besonders schwierig ist dies für Alleinerziehende oder Familien mit niedrigem Einkommen. Öffnungszeiten bis mittags, lange Wartelisten und hohe Gebühren führen dazu, dass Frauen* oft in Teilzeit, geringfügig oder gar nicht beschäftigt sind. In manchen Fällen reicht dann das Haushaltseinkommen nicht – eine besonders verzwickte Lebenssituation für die betroffenen Kinder und Familien. Des Weiteren werden Kindergärten vielerorts immer noch nicht als Bildungseinrich-

tungen, sondern als „Aufbewahrungsorte“ gesehen, damit „die Mutter ein paar Stunden arbeiten gehen kann“. Solche Bedingungen zementieren traditionelle Rollenteilung und behindern gleichberechtigte Elternschaft. Gleichzeitig wird dadurch ein zentrales Gewaltpräventionspotenzial verspielt. Die GEQ-AT Studie zeigt: In Familien mit egalitärer Arbeitsteilung ist das Risiko für häusliche Gewalt signifikant reduziert.

Elternzeitmodelle als Motor für Gleichstellung und Gewaltprävention

Ein weiterer Hebel liegt in der gesetzlichen Gestaltung der Elternzeit. Freiwilligkeit allein reicht nicht aus, wenn strukturelle Barrieren die Entscheidung für väterliche Beteiligung an unbezahlter Care-Arbeit behindern. Vielmehr bedarf es politischer Maßnahmen, die den Abbau struktureller Barrieren unterstützen. Ein Beispiel dafür sind Papamontane und skandinavische Karenzmodelle mit nicht-übertragbaren Karenzzeiten („use it or lose it“), die etwa in Schweden, in Norwegen oder auch in Island zu einer signifikanten Erhöhung der väterlichen Beteiligung an Care-Arbeit geführt haben (auch in Spanien wurde dieses Modell inzwischen eingeführt). Studien zeigen: Väter, die frühzeitig und in relevantem Ausmaß in die Betreuung eingebunden sind, bleiben auch langfristig aktiver und tragen weniger häufig zu eskalierenden Konflikten oder Gewalt in der Familie bei.

Eine solche Reform ist nicht nur familienpolitisch sinnvoll, sondern wirkt präventiv gegen patriarchale Machtkonstellationen, die Gewalt begünstigen.

Caring Companies: Fürsorgekultur in Organisationen stärken

In Unternehmen, in denen Väterkarenz selbstverständlich gelebt wird – oft begünstigt durch Führung in Teilzeit und positive Vorbilder –, zeigen sich konkrete Veränderungen. Internationale Unternehmensstudien, wie die europäische MiC - Men in Care Study, zeigen, dass Caring Masculinities in den letzten 20 Jahren für zunehmend mehr Unternehmen eine Alternative zu tradierten Normen

darstellt: Vaterschaft wurde sichtbarer, betriebsinterne Regelungen wurden eingeführt bzw. weiterentwickelt und erste Maßnahmen umgesetzt. Was noch zu fehlen scheint, ist Folgendes: Die Umsetzung von Maßnahmen ist in vielen Unternehmen noch sehr vorsichtig und skizzenhaft, sie ist nicht systematisch (und nicht durchgängig mit Gleichstellungs- und Personalstrategien verbunden), und sie scheint vollständig auf Vaterschaft fokussiert zu sein, während andere Aspekte der Care-Arbeit (etwa das Sich-Kümmern um pflegebedürftige Angehörige oder um Kolleg*innen) noch unsichtbar sind. Dieser auch in österreichischen MiC Unternehmen zutreffende Befund wurde im Kontext der GEQ-AT Reflexionsgruppen im Sinne einer Weiterentwicklung in Richtung „Caring Companies“ diskutiert. Dies inkludiert die Weiterentwicklung struktureller Bedingungen (flexible Arbeitszeiten und -orte, um Care-Arbeit zu ermöglichen) und Kommunikationsstrukturen, denn Mitarbeitende, die sich um andere kümmern, dürfen nicht ausgeschlossen werden. Eine sogenannte „Culture of Care“ in Unternehmen, die gesellschaftlich erforderliche Care-Arbeit als zentralen Wert anerkennt und reflektiert, muss erfahrbar werden – dies ist insbesondere für Männer* wichtig, weil sie in unbezahlter Care-Arbeit häufig die Ausnahme darstellen. Und es braucht Stakeholder-Netzwerke und ein unterstützendes Management mit Vorbildwirkung.

Gewalt ist strukturell – und gesellschaftlich veränderbar

Die Förderung einer gewaltfreien Gesellschaft erfordert jedoch mehr als unternehmensbezogene, arbeitsmarktpolitische und familienrechtliche Maßnahmen. Gewalt ist kein individuelles Problem, sondern strukturell bedingt. Das Thema Gewalt (und darüber offen zu reden) stellt ein Tabu in unserer Gesellschaft dar. In vielen Fällen fehlt es an Wissen darüber, was überhaupt als Gewalt gilt – sowohl bei Betroffenen als auch im Umfeld. Beratungsstellen nutzen daher Instrumente wie das „Gewaltbarometer“, um etwa zu zeigen, dass es sich auch bei ökonomischen oder psychischen Kontrollen in der Partnerschaft um Formen von Gewalt handelt. Es braucht öffentlichkeitswirksame Kampagnen, die Gewalt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen

realitätsnah, niedrigschwellig und beschreibend darstellen. Ziel ist es, die oft unsichtbaren oder normalisierten Dimensionen von Gewalt sichtbar zu machen und aufzuzeigen, wie eng Gewalt mit dem Alltag vieler Menschen verbunden ist. Nur wenn Menschen erkennen, dass Gewalt auch ihr eigenes Leben – direkt oder indirekt – betrifft, kann eine tiefere gesellschaftliche Auseinandersetzung und ein wirksamer Wandel einsetzen.

Bildung, digitale Räume und Gewaltprävention

Ein weiterer Fokus liegt auf der Bedeutung von Bildung – nicht nur im Sinne von Schulcurricula, sondern auch in einem erweiterten Verständnis mit Blick auf politische, soziale und emotionale Bildung. Geschlechter sensible und diskriminierungs-kritische Bildungsansätze müssen stärker adressiert werden: in Kindergärten, Schulen, außerschulischen Einrichtungen und in der Lehrer*innenbildung. „No Blame Approach“-Ansätze unterstützen gewaltpräventive Bildungskulturen in entscheidender Weise, denn es geht darum, nicht nur Täter*innen-Opfer-Dynamiken zu thematisieren, sondern auch strukturelle Ursachen wie Machtungleichgewichte und fehlende Konfliktkultur zu hinterfragen. Dies betrifft insbesondere auch die Auseinandersetzung mit medial vermittelten Geschlechterbildern, die in digitalen Räumen zunehmend prägend wirken. Jugendliche brauchen Räume, in denen sie problematische Narrative reflektieren und neue Handlungsmöglichkeiten entwickeln können. Bildungsarbeit sollte dabei nicht moralisieren, sondern Beziehungskompetenz, Dialogfähigkeit und Reflexionsvermögen stärken. Gerade in digitalen Medien begegnen Jugendliche auf Plattformen wie TikTok und YouTube zunehmend extremen Geschlechternarrativen: „Tradwives“ (meist junge Frauen*, die tradierte Rollenmuster via Social Media propagieren) oder gewaltaffine Influencer in der „Manosphäre“ (ein loses Netzwerk von Online-Communities, in denen tradierte Männlichkeitsbilder und Geschlechterrollen propagiert und misogynie sowie antifeministische Ansichten vertreten werden) propagieren konservative Rollenbilder und legitimieren patriarchale Dominanz. Das prägt Vorstellungen von Beziehungen und von Geschlechternormen. Es braucht umfassende Medienkompetenzprogramme, die nicht nur digitale Tools vermitteln, sondern auch traditionelle Rollen-

vorbilder kritisch reflektieren und hinterfragen. Die Erfahrungen der Fachkräfte zeigen: Wenn alternative Geschlechterrollen über soziale Medien oder in Schulen sichtbar und erlebbar werden, lassen sich Jugendliche damit erreichen und dahingehend sensibilisieren.

Gleichstellung in Arbeitswelt und öffentlichem Dienst

Neben Bildungsinstitutionen sind auch Unternehmen und die öffentliche Hand in der Verantwortung. Betriebe, die Väterkarenz fördern, geschlechtergerechte Teilzeitmodelle anbieten und Lohntransparenz herstellen, können als Vorbilder wirken. Gerade im öffentlichen Dienst – etwa in der Pflege oder in Bildungseinrichtungen – lassen sich strukturelle Hebel nutzen, um Berufe aufzuwerten und stereotype Zuschreibungen zu überwinden. Die Präsenz von Männern* in Care-Berufen kann nachkommenden Generationen neue Möglichkeiten eröffnen – vorausgesetzt, diese Berufe sind ökonomisch abgesichert und gesellschaftlich anerkannt.

Ökonomische Unabhängigkeit als Voraussetzung für Gewaltfreiheit

Für Frauen* ist ökonomische Unabhängigkeit zentral, um sich aus belastenden oder gewaltvollen Beziehungen lösen zu können. Zu oft entscheidet das Familieneinkommen darüber, ob eine Frau* die Möglichkeit hat, sich und die Kinder in Sicherheit zu bringen. In vielen Fällen fehlt es schlicht an einem Netz von Unterstützungsangeboten, das nicht erst im Zuge einer Gefährdungsmeldung aktiviert wird. Hilfen für überforderte Eltern, psychosoziale Begleitung oder Familienberatung müssen niedrigschwelliger, flächendeckender und nicht an Defizitlogiken gekoppelt sein.

Trennungskultur und Konfliktkompetenz als Gewaltprävention

Darüber hinaus wurde in den Reflexionsgruppen mit Expert*innen aus der Opferschutz-, Gewaltarbeit etc. betont, wie wichtig eine gesellschaftlich akzeptierte Trennungskultur ist. Wenn Beziehungen scheitern, fehlt es oft an Wissen über konstruktive Wege der Konfliktlösung. Trennungsphasen etwa bergen ein hohes Eskalationsrisiko, vor allem wenn finanzielle Abhängigkeiten bestehen oder Fragen rund um Obsorge von tendenziösen Gruppen (z.B. radikalierte Väterrechtsvereine) instrumentalisiert werden. Entsprechende Schulungen – auch für Familienrichter*innen und Behörden – sind ebenso notwendig wie mediative Begleitung, Elternkurse zur Obsorgekompetenz oder Unterstützungsnetzwerke. Eltern in frühen Familienphasen benötigen realistische und vielfältige Vorstellungen von Elternschaft und Familie – einschließlich der Möglichkeit von Trennungen oder Veränderungen im Familienleben. Elternbildung muss diese Themen adressieren, damit sich Eltern gut vorbereitet, reflektiert und resilient auf unterschiedliche Lebensverläufe einstellen können.

Netzwerke und gemeinschaftliche Strukturen stärken

Netzwerke – ob formell oder informell – sind für das Wohlbefinden und die Entlastung von Familien zentral. In nicht-patriarchal strukturierten gemeinschaftlichen Wohnformen oder solidarischen Betreuungsprojekten kann soziale Isolation reduziert, Care-Arbeit geteilt und Gewalt vorgebeugt werden. Gerade in ländlichen Räumen oder unter prekären Bedingungen fehlt es oft an solchen gemeinschaftsstiftenden und gleichstellungsorientierten Strukturen. Die Schaffung von nachbarschaftlichen Treffpunkten, Elterncafés oder Peer-Angeboten wie „Papa-Kind-Cafés“ zeigt: Wenn Personen miteinander ins Gespräch kommen, entstehen neue Handlungsspielräume – für eine partnerschaftliche Sorgearbeit und gegen traditionelle Männlichkeitsbilder.

Wissenschaftliche Perspektiven und Forschungsbedarf

Der wissenschaftliche Beirat der GEQ-AT Studie betonte nachdrücklich die gesellschaftspolitische Relevanz der Studienergebnisse. Die empirischen Befunde legen offen, dass die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit und die damit verbundenen Geschlechterrollen nicht nur individuelle Lebensentscheidungen betreffen, sondern mit weitreichenden sozialen Risiken verknüpft sind, insbesondere im Hinblick auf Gewalt, soziale Ungleichheit und psychosoziale Belastungen.

Daraus ergeben sich zentrale Empfehlungen für Forschung, Politik und gesellschaftliche Praxis. Dabei wurde die Notwendigkeit einer differenzierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Verschränkung von Geschlecht und Gewalt hervorgehoben. Die GEQ-AT Studie liefert dazu eine wichtige Grundlage, doch viele Fragen bleiben offen: Wie genau wirken sich Rollenbilder, Machtverhältnisse und ökonomische Abhängigkeiten auf Gewaltverläufe aus? Welche gesellschaftlichen Bedingungen begünstigen eine Retraditionalisierung – etwa im Zuge von Krisen wie der Pandemie? Und wie lässt sich die Wirkung von Präventionsmaßnahmen empirisch absichern?

Der Beirat empfiehlt daher, diese Fragen durch vertiefende Forschung weiter zu verfolgen, insbesondere durch qualitative Studien mit marginalisierten Gruppen, durch Längsschnittanalysen und durch Wirkungsforschung im Bereich von Prävention und Bildungsarbeit.

Gewalt als gesellschaftliches Machtverhältnis verstehen

Gleichzeitig wird davor gewarnt, Gewalt allein auf individuelles Fehlverhalten zu reduzieren. Vielmehr sei Gewalt in privaten Beziehungen eingebettet in gesellschaftliche Machtstrukturen, wie Geschlechternormen, sozioökonomische Ungleichheiten oder migrationsbezogene Diskriminierung. Deshalb braucht es politische Rahmenbedingungen, die strukturelle Ursachen direkt adressieren.

Dazu zählt etwa die Weiterentwicklung einer partnerschaftsorientierten Familienpolitik, die unbezahlte Sorgearbeit sichtbar macht, neu verteilt und institutionell absichert.

Dialogische Forschung und evidenzbasierte Politikgestaltung

Darüber hinaus hat die GEQ-AT Studie gezeigt, wie wertvoll dialogische Formate, also der interdisziplinäre Austausch zwischen Praxis, Wissenschaft und Politik, sein können. Diese dialogische Forschungspraxis könnte auch in anderen Bereichen verstärkt Anwendung finden, um Forschungsergebnisse systematisch in die Entwicklung von Maßnahmen zu integrieren und umgekehrt Praxiswissen als Teil der Forschungsprozesse zu integrieren. Für die Weiterentwicklung von Politikmaßnahmen braucht es zudem Indikatoren und Monitoringinstrumente, die die Umsetzung von Gleichstellung, Gewaltprävention und Care-Gerechtigkeit messbar machen.

Gesellschaftlicher Wandel als kulturelle Aushandlung

Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, dass gesellschaftlicher Wandel nicht allein durch politische Programme, sondern durch kulturelle Aushandlungsprozesse vorangebracht wird. Es braucht öffentliche Debatten über Caring Masculinities, Fürsorgeverantwortung, Beziehungskultur und Gewaltfreiheit, jenseits von Schuldzuweisungen und Moralisierung.

Diese Debatten sollten differenziert, kontextsensibel und partizipativ geführt werden, insbesondere unter Einbeziehung von jungen Menschen, Betroffenenperspektiven und intersektionalen Positionen. Kampagnen und Öffentlichkeitsarbeit sind dabei entscheidend: Care-Arbeit muss sichtbar gemacht werden. Von positiven Vorbildern, die neue Rollenbilder vermitteln, können wirksame Impulse ausgehen.

